

Gegen die freudige Mobilmachung

Seit der von Bundeskanzler Scholz verkündeten »Zeitenwende« ist »Frieden« zum Schimpfwort geworden. Deutschland soll »kriegstüchtig« werden, die großen Medien artikulieren keinen Widerspruch und begeistern sich für das Militärische, denn alles andere sei unrealistisch. Verlangt werden bessere Waffen, teurere Waffen, vielleicht auch Bodentruppen, ist alles drin im großen Aufrüstungsprogramm, für das natürlich beim »Sozialklimbim«, wie die FDP gerne sagt, gestrichen werden muss. Das heißt dann, »Verantwortung übernehmen«. Als sollte der Krieg, der mit Russlands Überfall auf die Ukraine begann, nicht aufhören, sondern konstant weitergehen – bis Russland endgültig besiegt ist, der alte deutsche Traum.

Für den Münchner Künstler Günter Wangerin, geboren 1945, ist »keine einzige der reaktionären Maßnahmen auf staatlicher Ebene« denkbar ohne die Vorgeschichte des deutschen Faschismus und dessen Vertuschung und Verharmlosung. Er ist Maler, Grafiker und auch Aktionskünstler im öffentlichen Raum – die Kritik und Störung des Militärischen ist eine alte linke Tradition. 2015 trat er in München mit einer Gauck-Maske bei einem Fahnenappell für Offiziersanwärter auf und rief »Hab Acht!«. Feldjäger warfen ihn zu Boden. Vor Gericht sagte er, »Hab Acht« sei seine Aufforderung an die Soldaten gewesen, wachsam zu sein.

Wenn er einem Engel einen Stahlhelm aufsetzt, dann zeigt er, wie sich Deutschland am liebsten präsentiert: als verfolgte Unschuld, aber aggressiv. Wangerins Bildband »Kunst in Zeiten der Barbarei« ist ein Rückblick auf sein Werk, mit dem er sich einmischt – in ein »Gemetzelt, das sich Normalität nennt«. Zwischen Aufklärung, Agitprop und politischer Performance beschäftigt er sich mit Flüchtlingspolitik, Rechtsradikalismus, NSU und Verfassungsschutz. Er will eine politische Kunst, die nicht darstellt, sondern eingreift. Am Mittwoch nach Pfingsten, dem 23. Mai, zeigt und diskutiert er seine Kunst im Berliner FMP 1. nd

23.5., 19 Uhr, im nd-Salon im FMP 1, Franz-Mehring-Platz 1, Berlin.

Günter Wangerin: Kunst in Zeiten der Barbarei – Versuche, Verlag Das Freie Wort, 156 S., 235 Abb., 24,90 €.



GÜNTER WANGERIN

PLATTENBAU

Es ballert

BENJAMIN MOLDENHAUER

Pop-Melodien und Krach, das Beste beider Welten. Auf dem neuen Album »I Got Heaven« der US-amerikanischen Punk-Indie-Pop-Band Mannequin Pussy verbindet sich das, was Punkrock auf einen sozusagen ausüben (Schalldruck) und mit einem machen kann (Auf- und Abspringen und Ärmchen in die Luft), mit einer euphorisierenden Melodiösität. Kurz: »I Got Heaven« ballert ganz traumhaft. Zum Beispiel der Titelsong, besser kann man so was eigentlich nicht machen: Gitarristin Marisa »Missy« Dabice schreit einen eine Strophe lang dringlichst an, in der zweiten geht die Stimme dann runter und schraubt sich wieder rauf Richtung Refrain. Der kommt heftig mit »Ooooh ooooh«-Chören und Keyboard-Fanfaren. In den letzten dreißig Sekunden verbindet sich beides miteinander in einem Finale, das in jeder mittelgroßen Halle eine respektvolle Saalschlacht auslösen sollte.

Die CD der Woche.

Weitere Texte unter: dasnd.de/plattenbau

Von da an wechselt das vierte Album von Mannequin Pussy immer wieder die Register. Was alle Songs verbindet, egal ob sie ruhiger gestimmt sind (»Loud Bark«, »Split Me Open« oder »I Don't Know«), Sommerhit-Indiepop sein wollen (»Nothing Like«) oder Richtung Hardcore ausschlagen (»OK? OK! OK? OK!«, »Aching« oder »Of Her«): Sie sind von einer Dringlichkeit bestimmt, die sich herstellt über die Stimme von Marisa Dabice, die zwischen glasklar und Geröhre und Geschrei alterniert. Die sich stimmlich überschlagene Dauerenergie, die hier auf Hörerin und Hörer überschwappt, findet man ansonsten bei den frühen Sachen von Kathleen Hanna oder auch bei Corin Tucker und Carrie Brownstein, den beiden Sängerinnen von Sleater-Kinney und nur sehr wenigen weiteren Orten.

Was Mannequin Pussy mit den drei zuletzt genannten noch gemein haben, ist eine radikale Offenheit in den Texten, in der Beschreibung von emotionalen Ausnahmezuständen, die aber nichts Runterziehendes hat, sondern gemeinsam mit der Musik nach vorne will. Also dahin, wo es besser wird im Wissen, dass man den Scheiß, der einen quält, erst einmal mitnehmen muss, wenn man ihn loswerden will. Im Hit »Drunk II«, zu hören auf dem 2019er-Album »Patience« sang Dabice über die alkoholische Zeit nach einer Trennung, einfach und klar: »I was so fucked up, I forgot we were broken up«. Das Ganze ist ein Abschiedslied, das bei allen, die versuchen, von jemandem loszukommen, Wunder wirken kann. Nicht, indem es einen Triumph herbeisingt, sondern indem es in das Scheißgefühl reingeht und es quasi von innen heraus zerstört.

Dazu braucht es die Suggestion maximaler Offenheit und auch mal eine Überschreitung der Grenzen des guten Geschmacks. Im Song »I Got Heaven« geht das lyrische Ich von einer Verzweiflung aus (»I'm stuck inside my loneliness / I'm stuck inside my grief«) und stellt dann sich und der oder dem Angeschungenen einige Fragen: »And what if I'm an angel? / Oh, what if I'm a bore? / Would you just hate me more?« Katharsis ist das bestenfalls ein Hilfsausdruck, wenn es klickt, geht es einem nach diesem Song potenziell um Meilen besser, und das auch dann, wenn es einem gar nicht schlecht geht. Auf dem Album »I Got Heaven« konzentriert sich eine intensive Euphorie, die entsteht, wo eine*r aus einem »endless march to nothingness« ausschert Richtung Selbst- und Wiederfindung.

Mannequin Pussy: »I Got Heaven« (Epitaph Europe/Indigo)

Von allen Gedanken schätzt er am meisten die interessantesten

»Ich scheiß auf deutsche Texte«, verkündet ein Sammelband von Frank Spilker

AXEL KLINGENBERG

Lyrik leitet sich bekanntlich von Lyra ab, was bedeutet, dass ihr Ursprung in Texten liegt, die von Musik begleitet werden. In Liedern also! Doch wie lesen sie sich ohne diese akustische Einbindung? Kann das überhaupt funktionieren? Oder sind Lyrics sowieso immer der Musik untergeordnet? Ist die Gesangsstimme also lediglich ein weiteres Instrument, das die Musik »menschlicher« klingen lässt? Der im Ventil-Verlag erschienene Sammelband »Ich scheiß auf deutsche Texte« präsentiert ausgewählte Songtexte von Frank Spilker. Er wurde bekannt als Sänger und Gitarrist der Band Die Sterne, die neben Tocotronic und Blumfeld eine der erfolgreichsten Bands der sogenannten Hamburger Schule, deren »Diskursrock« wiederum den Ruf hatte, besonders gute und wichtige Texte und Aussagen zu haben. Er muss also eigentlich wissen, wie man gute Texte schreibt.

Und er kann das natürlich tatsächlich: »Warst du nicht fett und rosig / Warst du nicht glücklich / Bis auf die Beschwerden / Mit den anderen Kindern streiten / Mit Papa und Mama.« So steht es in »Was hat dich bloß so ruiniert?«. Und diese berühmten Zeilen funktionieren tatsächlich

auch ohne instrumentelle Untermauerung. Sie sind damit durchaus verdichtete Sprache. Aber sind sie damit auch Teil eines Gedichtes?

Auch bei anderen Texten – und es sind verdammt viele – merkt man sofort (oder zumindest nach zweimaligem Lesen), wie gut sie eigentlich sind. Die verwendeten Sprachbilder, die Wortwahl, die Andeutungen, die Wiederholungen, das Weglassen, die Anlehnung an gesprochene Sprache (ohne sie jedoch billig zu kopieren) – all das zeichnet auch gute Gedichte aus.

Wie gesagt: Diese Sammlung heißt »Ich scheiß auf deutsche Texte«, was bekanntlich der Titel eines der bekanntesten Sterne-Songs ist, aber auch eine provozierende und programmatische Aussage – und letztlich wohl vor allem eine Absage an den seinerzeit und immer noch grassierenden Patriotismus, der die deutsche Sprache gerne als hiesige Leitkultur sehen möchte (als wäre sie das nicht sowieso schon, über ihren Gebrauch im Alltag und als Amtssprache). Wörtlich zu verstehen ist das jedoch nicht, denn bis auf einen sind alle Texte in eben dieser Sprache gehalten.

Ansonsten sind sie so, wie gute Texte eben sein können. Also vielfältig – sie behandeln sowohl politische als auch persönliche Themen. Und manchmal beides gleichzeitig, weil das Private eben oft ge-

nug politisch ist, also das Leben in der Gesellschaft betrifft. »Popmusik darf nicht bevormundend oder stumpf pädagogisch sein«, schreibt Spilker aber warnend in dem Intro. »Aufforderungen zu mehr Beteiligung, Politisierung und rechtschaffenem Handeln und Denken sind dringend zu unterlassen. All diese Inhalte lassen sich intelligenter mit den Mitteln der Verführung vermitteln.«

Eine provozierende und programmatische Absage wider immer noch grassierenden Patriotismus, der die deutsche Sprache gerne als hiesige Leitkultur sehen möchte.

Doch der Sammelband leistet noch mehr, denn Spilker liefert in den Anmerkungen zu den einzelnen Texten interessante Zusatzinformationen, berichtet von ihrer Entstehung, von ihrem zeitlichen Kontext, ordnet sie ein in die Zeit- und in die Bandgeschichte. Er verrät einiges über seine musikalischen Vorlieben und Vorbilder (die von Country und Folk über Funk und Disco bis zum Hip-Hop reichen), von seinen Intentionen, von dem, was ihm wichtig ist an seinen Texten. Und

auch wenn ich grundsätzlich der Meinung bin, dass gute Kunstwerke immer selbsterklärend sein sollten, erhöht dies doch das Lesevergnügen.

Manche der Songtexte sind klug, andere sind schlicht. Die besten sind beides gleichzeitig. Und manche sind tatsächlich fertige Gedichte. Oder könnten durch kleine Umstellungen von Worten und Sätzen leicht welche werden: »Alles, was du weißt, ist, wenn du aufwachst / Wirst du darum betteln, wieder zu träumen.« Das ist tatsächlich Poesie. Aber liegt das vielleicht einfach nur an dem Schlüsselbegriff »träumen«, der auch an anderer Stelle bemüht wird? »Wir hatten Sex in dem Trümmern und träumten / Wir fanden uns ganz schön bedeutend.«

Besonders aufschlussreich sind auch Spilkers grundsätzliche Überlegungen zum Schreiben von Texten: Darf man die Wortbetonung dem Rhythmus der Musik unterwerfen? Und wie steht es um geschlechtspezifische Pronomen?

Wer sich mit dem Schreiben von Songs beschäftigen möchte, ist also nicht schlecht beraten, diesen Sammelband zu lesen, selbst wenn er oder sie die Musik von Spilker und den Sternen nicht schätzt.

Frank Spilker: Ich scheiß auf deutsche Texte. Ausgewählte Songtexte. Ventil Verlag, 229 S., br., 18 €.